

Dr. Hanna Behrend (Berlin)

Mein bewegtes Leben

Auszüge aus meinem Buch: „Die Überleberin. Jahrzehnte in Atlantis – Biographie“¹

„Die braune Flut, die uns wegspülte“

Seit 1934 war Österreich Schritt für Schritt den Weg ins Verderben gegangen. Nachdem die Nazis bereits 1932 den österreichischen Christlich-Sozialen nahezu den Rang abgelaufen hatten,² begann Dollfuß einen Zweifrontenkrieg zugleich gegen die „Roten“ und die „Braunen“ und verbündete sich außenpolitisch mit Mussolini. Unter dessen Druck proklamierte Bundeskanzler Dollfuß am 11. September 1933 die Errichtung eines „christlichen Ständestaates unter starker autoritärer Führung“. Unter Heimwehrführer Major Fey unternahmen die Heimwehren Hausdurchsuchungen, suchten nach Waffen und verhafteten die Führer des Republikanischen Schutzbundes. Ein Bürgerkrieg entbrannte, der allerdings nur vier Tage von den sozialdemokratisch geführten republikanischen Schutzbündlern durchgehalten wurde. Auflösung der Gewerkschaften und der SPÖ, Verhaftung der führenden Funktionäre, Konfiskation des Partei- und Gewerkschaftsvermögens, Einsetzung von Bürgermeistern, die die Regierung ernannte, Zwang, der „Vaterländischen Front“ beizutreten, und andere Repressalien folgten. Am 20. Juli 1934 fand ein Naziputsch statt, der Dollfuß das Leben kostete.

Hitlers Einzug in Österreich an der Spitze der deutschen Truppen gestaltete sich zu einem Triumph. Das durch lange Jahre wirtschaftlichen Niedergangs, der Arbeitslosigkeit und Armut geplagte und nach langen Enttäuschungen über die Sozialdemokratie politisch durch die Nazis verführte Volk erhoffte sich mehrheitlich bessere Zeiten durch die „Heimkehr ins Reich“, wo es, wie es schien, seit 1933 aufwärts ging. Nur die Juden, die inzwischen dezimierten Sozialisten und Antifaschisten verschiedener politischer Couleur stimmten nicht in den Jubel ein.

An jenem schicksalsschweren Freitag, dem 11. März 1938, hatte ich nach der Schule von 13.30 bis 16.00 Uhr meinem Cousin Fritz, von 16.30 bis 17.30 Uhr einer Mitschülerin, von 18.00 bis 19.00 Uhr einer anderen Nachhilfeunterricht erteilt. Der daran anschließende französische Konversationskurs fiel wegen der politischen Turbulenzen aus. Ich passierte kurz nach 19 Uhr die Kärntnerstraße. Es waren ungewöhnlich viele Menschen auf der Straße, darunter besonders viel Polizei.

Es muss um 19.30 Uhr gewesen sein, als alle Polizisten wie auf ein unhörbares Kommando aus ihren Uniformen Hakenkreuz-Armbinden hervorzogen und am Ärmel befestigten. Jubel brauste auf. Menschen umarmten sich oder rissen den rechten Arm hoch und schrien „Ein Volk, ein Reich, ein Führer“. Ich beeilte mich, nach Hause zu kommen.

Ein Schulaufsatz vom Mai 1938, der den Titel trägt „Ein Erlebnis, das keines und vielleicht doch eines ist“, reflektiert meine damalige Stimmung:

„Heute bin ich sehr früh aufgestanden. Der blaue Morgen blickte mich an und auf das rote Dach des gegenüberliegenden Hauses schien bereits die Sonne. Um ½ 6 Uhr war ich fertig. Ich hatte nichts zu tun und wollte den schönen Morgen ausnützen. Ich ging zur Ausgangstüre, nahm meine Hausschlüssel mit und verließ die Wohnung.

Als ich auf die Gasse kam, sah ich keinen Menschen. Die Luft war noch rein und streichelte mich, umhüllte mich mit einer angenehm kühlen Wolke. Ich ging ganz langsam, fast als täte es mir leid, die herrliche ausgeglichene Ruhe dieses Morgens zu stören. Am Stephansdom

¹ Das Buch erschien 2008 im Verlag Guthmann-Peterson, Wien u. Mülheim a. d. Ruhr.

² Die Nazis hatten bei den Gemeindevahlen in Wien 15 Mandate erhalten, die Christlich-Soziale Partei des Bundeskanzlers Dr. Eberhard Dollfuß 19. 66 Mandate erhielten damals noch die Sozialdemokraten.

blieb ich stehen. Zum ersten Mal in meinem Leben sah ich den herrlichen Dom richtig an. Er hob sich in leuchtendem Grau, fast weiß, vom blauen Himmel ab, das oberste Stück des Turmes hatte die Sonne vergoldet. Das Kreuz an der Spitze blitzte und funkelte und es war so schön, dass alles für mich versank und nur dieses Bild sich unauslöschlich in mir einprägte.

Ich ging zum Stadtpark. Blühendes, leuchtendes, grünendes Leben, überall, wohin ich sah. Die Bäume hatten ihren besten Schmuck angelegt. Ein besonders schöner Baum ließ mich stehen bleiben. Violette Blüten in grünes Laub eingebettet. Ich verschlang all diese Pracht mit meinen Augen. Alle bösen, sorgenvollen, beschwerten, traurigen Gedanken waren von mir abgefallen, eine herrliche ausgeglichene Ruhe war über mich gekommen. Ein einziger Gedanke beherrschte mich: Wie, wenn ich das einmal nicht mehr sehen werde? Wenn ich alles, was ich jetzt meine Heimat nenne und liebe, mit etwas anderem vertauschen muss?

Ich nahm alles in mich auf, wie ein Vermächtnis. Das wird mir bleiben.“

Mein Taschenkalender von 1938 weist aus, dass meine Nachmittage von Montag bis Freitag bis zum 6. September 1938 hauptsächlich mit Nachhilfestunden gefüllt waren. Mein treuester Schüler war mein Cousin Fritz.

Nach dem Anschluss ging ich auch nicht mehr wie zuvor jeden Sonnabend tanzen. Jeden Mittwoch von 19 bis 21 Uhr nahm ich bis zum Schuljahresende im Juni 1938 an einem Italienischkurs, Donnerstag zur gleichen Zeit an einem Englischkurs teil.

Seit April 1938 bereitete ich mich immer intensiver auf die Emigration vor. Ich schrieb mich in einem privaten Kindergärtnerinnenkurs ein. Auch ein Säuglingspflegekurs war Teil dieser Ausbildung, die mit einem Zeugnis abschloss. Ein „Frequenz-Zeugnis“ bescheinigt mir, dass ich außerdem vom 28. März bis 28. Mai 1938 Maschineschreiben gelernt und „diesen Gegenstand mit sehr gutem Erfolge absolviert“ habe.

Die praktische Arbeit im Kindergarten machte mir viel Vergnügen, und ich übernahm ab 10. Juni wieder die Betreuung zweier Nachbarskinder im Vorschulalter, da ich von da an nicht mehr zur Schule ging. Nach dem Kriege erfuhr ich, dass auch diese Kinder Opfer der Nazis geworden waren. Die ganze Familie wurde deportiert und vergast.

Ab 13. Juni nahm ich außerdem an einem Kochkurs teil. So eignete ich mir alle möglichen Fertigkeiten an, die ich als Haus- oder Kindermädchen, bzw. als Schreibkraft in einem Büro im Ausland glaubte, gebrauchen zu können. [...]

[Meine Mutter] verkaufte unsere Wohnungseinrichtung, genauer gesagt, sie war gezwungen, diese zu verschleudern. Ein paar ihr unverzichtbar erscheinende Kleinigkeiten – Bilder, Schmuck, ein paar Vasen u. ä. – brachte sie bei „arischen“ Verwandten, Freunden und Bekannten unter. Ein Weniges davon bekamen wir nach 1945 von treuen Freundinnen wie Tante Julie zurück. Tante Julie war über mehrere Ecken mit uns verschwägert. Sie war eine vertraute Freundin vor allem der Familie Hans Siederer, aber auch wir haben sie oft besucht. Sie war eine der wenigen Tanten, die ich gern hatte. Ich habe sie nach dem Krieg noch ein- oder zweimal besucht. Sie wohnte im zweiten Bezirk in einer winzigen Wohnung ohne Bad und eigene Toilette. Julie hat Hitler und die Nazis immer gehasst und sich niemals angepasst. Als ich sie besuchte, war es, als wäre ich nie weg gewesen. „Komm, setz dich. Willst an Kaffee?“ Sie hatte extra für mich Kuchen gebacken und holte zwei „Heferln“ für den Kaffee aus dem Küchenschrank. Bei ihr jedenfalls hatte sich nichts geändert.

All diese Unternehmungen und Vorbereitungen auf die Auswanderung fanden in einer Atmosphäre der Willkür und Gewalttätigkeit, der Verängstigung und Beunruhigung statt. Ständig gab es neue Anordnungen, die zu berücksichtigen waren. Immer wieder verschwanden Bekannte und Freunde in Gefängnissen und Lagern oder nahmen sich das Leben; manchen misslang es, wie meinem Onkel Bruno, der sich erschießen wollte und dabei sein Augenlicht verlor.

An den Konsulaten der USA, Großbritanniens, Frankreichs, der lateinamerikanischen Staaten bildeten sich Tag für Tag Schlangen Ausreisewilliger, die oft von der Polizei drangsaliert oder

von Nazi-Passanten angepöbelt wurden.

Eine besondere Demütigung der Juden hatten sich die neuen Nazi-Machthaber ausgedacht. SA-Leute zwangen alte Juden, öffentliche Plätze unter dem johlenden Beifall des Pöbels mit Zahnbürsten zu reinigen. Diese barbarische Praxis hat der Bildhauer Alfred Hrdlitschka in seinem eindrucksvollen Mahnmahl verewigt.

Ich befand mich am Ausgang des Volksparks auf dem Weg nach Hause, als ich – es muss im Juni oder Juli 1938 gewesen sein – auf eine solche „Straßenreinigungsaktion“ traf. Ein dürre alter Jude in einem langen schwarzen Mantel und mit einem schwarzen Hut auf dem Kopf wurde von zwei grölenden SA-Leuten unter dem Gelächter einiger dabeistehender meist jüngerer Leute gezwungen, mit der Zahnbürste den Boden zu schrubben. „Bitte lassen’s mich doch gehen“, wiederholte der alte Mann immer wieder. Ich blieb erstarrt stehen, zu erschrocken, um einen klaren Gedanken zu fassen. Dann ging ich so schnell wie möglich weiter. Erst als ich mich unserer Wohnung näherte, überwältigten mich Scham und Ekel über meine Feigheit. Ich hätte doch den alten Mann an der Hand nehmen und wegführen sollen, ich hätte mich doch seinen Peinigern als Ersatz anbieten müssen, ich hätte, ich hätte ... Auf alle Fälle hätte ich nicht einfach zusehen und nichts tun dürfen. Eigentlich müsste ich jetzt zurückgehen und dem Mann helfen. Zugleich wusste ich aber nur zu genau, dass ich den Mut dazu nicht aufbringen würde.

[...]

Repatriation

Am 3. Oktober 1946 erhielten wir unsere *Repatriation*-Dokumente, d. h. ein *Certificate of Identity*, da wir ja als staatenlos galten. Das niederländische Transitvisum auf dem Dokument wies den 11. Dezember 1946 aus.

Weihnachten 1946 verbrachten wir noch in der Warwick Avenue. Wir waren mit dem Abschiednehmen von den Freunden, die in England bleiben wollten oder auf ihre Repatriierung nach Österreich warteten, beschäftigt. Einige unserer Freunde waren bereits in die Heimat zurückgekehrt. Auch das Einpacken der vielen Dinge, die wir angeschafft hatten, um im kalten und hungrigen Deutschland einigermaßen zu überleben, ließ uns wenig Zeit, über irgendetwas gründlich nachzudenken. Wir lasen allerdings alles, was über die deutschen Zustände, ganz besonders in der sowjetischen Besatzungszone gedruckt wurde. Das war aber so widersprüchlich, dass wir uns kein klares Bild der Verhältnisse machen konnten. Konnte es denn wahr sein, dass es zu massenhaften Vergewaltigungen durch sowjetische Soldaten gekommen war? Dass die Russen alles demontierten und nach der UdSSR abtransportierten? Andererseits erfuhren wir, dass sich dort SPD und KPD zusammengetan hatten, dass es eine Landreform gegeben hatte, dass alle alten Nazis in den Schulen durch Neulehrer ersetzt worden waren, dass es neue Richter und Staatsanwälte gab und alle Nazigesetze unwirksam geworden sind. Was stimmte? Wir hatten nur Fragen, aber niemanden, der sie uns verlässlich beantworten konnte.

Am 27. Dezember fuhren wir mit dem Zug nach Harwich. Es war ein sehr kalter Tag, der einen der kältesten Winter des Jahrzehnts einläutete. Wir verbrachten eine ungemütliche Nacht auf dem Schiff, nicht nur wegen des Sturms, sondern auch, weil der Kanal noch vermint war. Am Morgen des 28. Dezember waren wir im Hoek van Holland. Von dort bestiegen wir einen Zug, der uns durch eine Mondkraterlandschaft fuhr – anders als in England waren die Trümmer auf dem Kontinent noch nicht geräumt. Mir schien, als wären alle Städte, durch die wir fuhren, völlig zerstört und unbewohnbar gemacht worden und so geblieben. Auch auf dem Land waren die Spuren des Krieges deutlich sichtbar, unbrauchbar gewordenes Kriegsgeschütz, beschädigte Häuser. Auf der ganzen Fahrt sahen wir kaum einen Menschen auf den Straßen. Der erste Eindruck, den Deutschland auf mich machte, war ungeheuer trostlos und

deprimierend. Im Flüchtlingsdurchgangslager Lüstringen, damals Regierungsbezirk Ostsee/Rostock, wurden unsere Papiere noch einmal abgestempelt. Nun waren wir in der sowjetischen Besatzungszone. Unser deutsches Leben begann.

Was habe ich empfunden, als sich unser Schiff immer mehr von der englischen Küste entfernte, von dem Land, das mir fast ein Jahrzehnt lang Asyl gewährt hatte, dessen Menschen mir die Geborgenheit einer zweiten Heimat geboten und die ich schätzen und lieben gelernt hatte? Meine Gefühle waren zwiespältig. Schon damals empfand ich mein Weggehen als Verlust. Aber weit stärker als dieses Gefühl war der Wunsch, dabei zu sein, mitzumachen, dort zu leben, wo, wie ich überzeugt war, etwas Neues, für mich sehr Wichtiges entstand: Eine bessere Gesellschaftsordnung, in der das, was mir zugestoßen war, nie wieder geschehen konnte. Wie diese Ordnung aussehen könnte, darüber hatte ich keine sehr präzisen Vorstellungen. Aber wenn nur etwas stimmte, was wir über die Reformen erfahren hatten, dann waren wichtige und richtige Dinge im Gange. Solche, die ich gerne unterstützen würde. Wie hätte ich in England bleiben und darauf verzichten können, mich für das zu engagieren, was ich seit Jahren herbeigewünscht hatte, den Aufbau einer neuen Gesellschaft? Ich war mir klar darüber, dass es mir im zertrümmerten und besetzten Deutschland eine lange Zeit schlechter gehen würde, als es mir in England jemals gegangen war. Das konnte mich nicht schrecken, denn Hunger und Kälte, Geldnot und Schwerarbeit kannte ich. Von der eigentlichen Tragödie, die auf mich wartete, hatte ich noch keine Ahnung. Kein Zweifel erfasste mich, ob der Schritt, Hugo in seine Heimat zu begleiten, für mich der richtige war. Vielmehr war ich voller Entschlossenheit und innerer Genugtuung darüber, dass ich das Glück haben würde, mein Leben einer wirklich wichtigen und wertvollen Sache, dem Aufbau einer menschlichen und friedlichen Gesellschaft, zu widmen. Das erfüllte mich mit Zufriedenheit und Zuversicht.

Eine Zeit nicht enden wollender Kälte

Wenn ich an die ersten Jahre nach unserer Übersiedlung denke, vor allem an die Zeit von Ende 1946 bis Herbst 1948, so steigen in mir vor allem Erinnerungen an endlose Winter auf. Im Rückblick scheint es mir, als habe es in diesen Jahren so etwas wie einen Sommer nicht gegeben, denn Wohlbefinden in Sonne und Wärme will in meinem Gedächtnis nicht auftauchen. Ich erinnere mich lediglich an ständiges Frösteln und daran, dass ich nur im Bett allmählich aufhörte zu frieren. Dazu kam fast ständig eine gewisse Übelkeit, die vom starken Rauchen bei ungenügender Verpflegung herrührte.

Am Monatsanfang bekamen wir unsere Zigarettenzuteilung, die nur allzu bald verbraucht war. Mit dem Ende der Zigarettenration stieg meine Übelkeit, denn danach stopften wir uns Machorka-Zigaretten. Am Ende des Monats wurden sogar Blätter aller möglichen Bäume, in Zeitungspapier eingerollt, für uns zu Rauchwaren.

Als wir Ende Dezember 1946 im sowjetischen Sektor von Berlin ankamen, begrüßte uns klirrende Kälte. Kein Schnee verhüllte gnädig die Trümmerstadt oder ihre von Schlaglöchern übersäten Straßen. Berlin war sehr stark zerstört worden und auch hier lagen die Trümmer noch ungeräumt auf zahlreichen Straßen und behinderten vor allem die Fußgänger. Die Fahrwege waren bereits meist passierbar. Die Menschen sahen grau und verkniffen aus. Anders als die disziplinierten Engländer erzwangen sich die kräftigeren deutschen Verkehrsteilnehmer in den Schlangen an den Haltestellen rücksichtslos und brutal Zugang zu den selten und unpünktlich fahrenden öffentlichen Verkehrsmitteln, und weniger robuste mussten zurückbleiben und auf die nächste Bahn warten. In der U- und S-Bahn roch es nach mangelnder Hygiene, denn es gab nicht genug und nur sehr fettarme Seife.

Die meisten Menschen waren schlecht angezogen; die wenigen bereits aus Kriegsgefangenschaft zurückgekehrten Männer trugen aus Uniformen zusammengeschniderte Zivilbeklei-

dung; auch die Frauen hatten sich oft genug aus zwei verschlissenen Kleidungsstücken ein noch einigermaßen tragbares hergestellt. Die nach der Methode „aus zwei mach eins“ genähte Kleidung passte farblich oder was das Muster betraf, allerdings nicht immer gut zusammen.

Das aber waren nur die Äußerlichkeiten, die mir zunächst auffielen. Die seelische Verwahrlosung, die um sich gegriffen hatte, nahm ich erst allmählich wahr. Sie äußerte sich vor allem darin, dass vielen Menschen selbst ihr natürlicher Familiensinn, ihre Solidarität mit Nachbarn, Freunden und Genossen, abhanden gekommen war und sie sich nur noch um sich selbst kümmerten. Es gab nicht wenig Korruption in den Ämtern, vor allem den Wohnungsämtern und den Lebensmittelkartenstellen. Wer nichts zu bieten hatte, musste auch mit kranken Kindern oft weiterhin in einem halbzerstörten Loch hausen. Unzerstörter Wohnraum war selten, und einige Angestellte dieser Ämter unterlagen in den Hungerjahren der Versuchung, ihre magere Ration durch Lebensmittelgeschenke von Wohnungssuchenden aufzubessern, die weniger Anspruch auf Wohnraum hatten als andere, Bedürftigere, die aber außerstande waren, etwas „rüberzureichen“. In manchen Familien stahlen sogar die Familienmitglieder einander Lebensmittelmarken. Eltern verbrauchten die Karten ihrer Kinder oder ließen ihre alten und kranken Angehörigen hungern. Auch 1947 kam es noch zu Übergriffen sowjetischer Soldaten, die Uhren und Fahrräder mitgehen ließen. Vergewaltigungen gab es meiner Kenntnis nach zu dieser Zeit nicht mehr. Soldaten, die bei Diebstählen oder anderen Straftaten erwischt wurden, blühte die Deportation in ein sowjetisches Straflager, wenn sie nicht gleich an Ort und Stelle erschossen wurden.

Noch einmal davon gekommen

Eines meiner Projekte hätte mir allerdings ganz leicht politisch das Genick brechen können, wenn über mich nicht wieder Schutzengel gewacht hätten.

Die Sache begann im Juni 1949 im Verlag Volk & Wissen in Berlin. Da fand eine erste Besprechung über „die Herausgabe eines neuen englischen Unterrichtsbuchs für Anfänger“ statt, zu der ich eingeladen worden war. Ich sollte die Texte über England für den ersten Band, Frau Prof. Meyer die über die USA für den zweiten Band verfassen. Diese sollten „aus der englischen bzw. amerikanischen Welt entnommen“ werden. Ende 1949 lagen sowohl die englischen wie die amerikanischen Texte vor. Das Manuskript ging an die Verlagsleitung.

Anfang des Jahres 1950 fand eine Verlagsbesprechung statt, auf der mir der ebenso unerwartete wie groteske Vorwurf gemacht wurde, die Texte seien „trozkistisch“ und das ganze von mir gelieferte Manuskript sei ideologisch inakzeptabel. „Trozkistisch“ war innerhalb der kommunistischen Bewegung seit der Exkommunikation Trozki durch Stalin die gewaltigste Keule, mit der man jemanden ideologisch vernichten konnte. Der Begriff hatte nie einen spezifischen theoretischen Inhalt besessen. Er diente lediglich der Diskriminierung jeglicher Reformbestrebung, die zum gegebenen Zeitpunkt von der politischen Führung abgelehnt wurde. In meinem Fall bestand mein „trozkistisches“ Vergehen darin, dass ich die politischen Verhältnisse in England sachlich neutral beschrieben hatte, ohne zugleich Partei gegen sie zu ergreifen. Dieses „Vergehen“ wurde sonst als „Mangel an Parteilichkeit“ oder auch als „Liberalismus“ bezeichnet. Es als „trozkistisch“ zu bezeichnen, war eine gefährliche Verschärfung der Anklage und bedeutete, dass das „Vergehen“ härter als üblich geahndet werden sollte, vermutlich, weil die Oberen herausgefunden hatten, dass ich die Ehefrau eines aus völlig anderen Gründen als „trozkistisch“ eingestuftem Abweichler war, und sie an mir Sippenrache üben wollten.

Auch hatte ich mir als Mitglied des Studentenrats bereits den Ruf erworben, eine hartnäckige, unbequeme Querulantin zu sein. Ich war dort mit dem „Baureferat“ betraut worden, einem

Amt, das meine Vorgänger in der Regel als Formalie angesehen und nicht ernst genommen hatten. Ich nahm es ernst und sah mir alle Universitätsbaustellen an. Dabei stellte ich viele Unzulänglichkeiten, Materialvergeudung und -veruntreuung fest. Darüber berichtete ich, aber niemand an der Humboldt-Universität wollte eingreifen und die Missstände abstellen. Ich wandte mich vergeblich an alle möglichen Zuständigen und schließlich an das SED-Zentralkomitee-Mitglied Fred Oelssner, das mich sogar empfing und anhörte, dann aber auch nichts unternahm. Als ich endlich einsah, dass ich in der Sache nichts würde bewegen können, war ich den führenden jungen Männern der Universitätsparteileitung so auf die Nerven gegangen, dass sie entschlossen waren, mich nichts mehr werden zu lassen.

Auch der amerikanische Teil des Projekts wurde bemängelt, aber ohne ähnlich absurde Anschuldigungen gegen Frau Meyer zu erheben. Wer aus der Verlagsleitung ein solches Urteil über mich gefällt hat, blieb mir unbekannt. Verlagsleiter Hagemann stellte sich jedenfalls hinter diese Bewertung des Manuskripts und damit meiner Person. Zur damaligen Zeit hätte die Bewertung „trotzkistisch“ unrevidiert gewiss das Ende meines Studiums und damit meiner wissenschaftlichen Laufbahn und sehr wahrscheinlich ein zumindest zeitweises Berufsverbot bedeutet. Selbst nachdem es revidiert worden war, führte sogar noch der ausgeräumte Verdacht dazu, dass ich für alle möglichen Dinge kaderpolitisch nicht mehr in Frage kam. So ist die Tatsache, dass ich bei den Weltfestspielen zunächst nur zu drittrangigen Aufgaben eingesetzt wurde, vermutlich dieser damals bereits zurückgenommenen Beurteilung meines Manuskripts geschuldet.

Drei Männern, von denen zwei Remigranten aus England bzw. den USA waren und der dritte ein Engländer, verdanke ich meine Rehabilitation vom Vorwurf, eine Trotzkistin zu sein und damit eine politische Richtung zu vertreten, von der ich damals nur das Wenige wusste, was ich in England über die Rolle Trotzki in der Oktoberrevolution und im Bürgerkrieg und über seine Verfolgung durch Stalin nach Lenins Tod gelesen hatte.

Der erste meiner Retter war der Verlagsmitarbeiter Ernst Ichenhäuser, ein Englandrückkehrer, der mich persönlich gar nicht kannte. Er schrieb ein politisches Gutachten über meine Lehrbuchtexte, in dem u. a. folgendes steht:

„Sowohl der englische als der amerikanische Teil stellen einen wesentlichen Fortschritt gegenüber früheren Lehrbüchern dar. Insbesondere die soziale Lage der werktätigen Bevölkerung wird gut beschrieben. Jedoch entsprechen die Texte an einigen Stellen nicht ganz unseren heutigen Anforderungen. Als schwerster Fehler ist zu verzeichnen, dass die kriegstreiberische Rolle des englisch-amerikanischen Imperialismus nicht dargestellt wird. Im englischen Teil müsste auch zum Ausdruck kommen, dass dieses Land im Kampf um seine nationale Unabhängigkeit steht. So muss man sagen, dass das ganze Lehrbuch noch als ‚liberal mit stark sozialem Einschlag‘ charakterisiert werden muss. Diese Mängel können aber verhältnismäßig leicht behoben werden, wenn einzelne Stücke [...] herausgenommen werden und andere, die die Stellung Englands und Amerikas in der Frage Krieg und Frieden behandeln, dazu genommen werden.“

Ichenhäusers Stellungnahme ist undatiert, muss aber im Mai oder Anfang Juni 1950 verfasst worden sein.

Zu den besonders „anstößigen“ von mir verfassten Texten gehörten erwartungsgemäß die Beiträge zu *British Parliamentary Democracy* und *The British Empire*. Sie seien „rein formal und die Klassenfrage wird nicht gestellt.“ Es werde „nicht gesagt, dass der König ein feudalistisches Überbleibsel und ein ganz und gar nicht unbedeutendes Instrument der herrschenden Klasse ist.“

Von meinem Freund John Peet kam später folgendes Gutachten an Hans Kopka, der es für den Verlag in Auftrag gegeben hatte:

„Ich muss hierbei ausdrücken, wie freudig überrascht ich war, als ich entdeckte, dass Frau Köditz tadelloses ‚*colloquial English*‘ schreibt, und dass das Buch keine größeren Verände-

rungen braucht. Besonders hervorzuheben ist, dass die Autorin alle Germanismen gemieden hat. Dadurch macht das Buch keinen ‚fremden‘ Eindruck auf den englischen Leser. Ich möchte nur halb so gut deutsch können.“

Der letzte Satz war allerdings eine echt englische Untertreibung, denn John war des Deutschen allemal so mächtig wie ich des Englischen. Aber natürlich trug dieses Gutachten zu dem alsbald einsetzenden Stimmungswandel mir gegenüber erheblich bei.

Der wichtigste Wohlmeinere, dem ich meine politische Rehabilitation verdanke, war allerdings George Alexan. Als damaliger stellvertretende Leiter des Amtes für Information der DDR war der USA-Rückkehrer natürlich eine Person von viel höherem Status als die beiden anderen Gutachter. So fand am 5. Juni 1950 in seinem Büro eine Besprechung statt, an der ursprünglich sogar „Herr Eisler, der sich persönlich für die Sache interessiert“¹, teilnehmen wollte.

Am Ende nahm aber doch nur sein Stellvertreter Alexan teil und ließ die anwesenden Verlagsmitarbeiter und mich wissen, dass er an dem Manuskript nichts Trotzkestisches und wenig ideologisch Verwerfliches entdecken konnte. Möglicherweise war das eine der letzten guten Taten, die er und sein Chef tun durften, ehe sie selbst Opfer der Kampagne gegen Westemigranten wurden. Ich hatte wirklich Glück, dass mir das in den allerersten Anfängen dieser Kampagne passierte, wo noch Leute wie Eisler, Alexan und Ichenhäuser in Amt und Würden waren und den borniertesten Anwürfen entgegentreten konnten. Anders als John Peet, der mit der ihm als Engländer zustehenden Narrenfreiheit das oben zitierte Gutachten schreiben konnte, mussten die beiden anderen, wie man aus Ichenhäusers Kritik entnehmen kann, ihr Wohlwollen für meine Texte gebühlich ideologisieren. Natürlich wusste Ernst Ichenhäuser und auch George Alexan, dass man solche Sätze wie „der König ist ein feudalistisches Überbleibsel und ein ganz und gar nicht unbedeutendes Instrument der herrschenden Klasse“ in alltags-sprachliche und leicht verständliche Texte, die „echtes“ Milieu simulieren sollen, nicht montieren kann. Aber um mich von dem lebensgefährlichen Vorwurf des Trotzkestismus reinzuwaschen, musste er mein Manuskript unter dem harmloseren Label „liberal mit stark sozialem Einschlag“ einsortieren, dessen „Mängel verhältnismäßig leicht behoben werden können“.

Wunschkind

Ich war sehr glücklich, als im Sommer 1962 meine Schwangerschaft festgestellt wurde, und obwohl ich mir eigentlich einen zweiten Sohn gewünscht hatte, war die Ankunft einer kleinen Tochter für uns beide eine uneingeschränkte Freude. Wir hatten dem erwarteten Kind gewissermaßen den „Arbeitstitel“ Kasimir gegeben – als sich bei der Geburt herausstellte, dass es ein Mädchen war, bekam unser erstes Auto diesen Namen.

[...]

Am 17. März war Christinas Geburtstermin, aber sie wollte an diesem Tag noch nicht auf die Welt kommen, weshalb wir aus dem Krankenhaus Friedrichshain nach einigen Stunden vergeblicher Bemühungen wieder nach Hause fuhren. Erst am Morgen des 21. März platzte die Fruchtblase und ich begab mich erneut ins Krankenhaus Friedrichshain.

Nun war es wirklich soweit. Ich brauchte 36 Stunden, um Christina auf die Welt zu bringen. Sie hat am 22. März um 15 Uhr das Licht der Welt erblickt und verdankt es Oberarzt Dr. Willes Entschlossenheit, bei der schweren Geburt zur rechten Zeit auf eine Spontangeburt zu ver-

¹ Es handelt sich um Gerhart Eisler (1897 – 1968), Bruder des Komponisten Hanns Eisler, Kommunist seit 1918. 1949 vor ihm drohender Verurteilung wegen „Spionage“ auf dem polnischen Schiff „Batory“ aus den USA geflohen, war er seit Herbst 1949 mit Hermann Matern Mitbegründer des Amtes für Information bei der Regierung der DDR und bis 1952 dessen Leiter. Im Februar 1951 als „Versöhnler“ zu öffentlicher Selbstkritik genötigt. Von 1953 bis 55 Funktionsverbot wegen „Verdacht der Agententätigkeit“. In dieser Zeit freischaffender Journalist. Von 1956 bis 1962 stellvertretender Vorsitzender des Staatlichen Rundfunkkomitees.

zichten und zur Zange zu greifen, dass am Ende doch alles gut ging. Sie wog 3240 g und war 52 cm lang. Christina sah mir ähnlich, wurde aber bald schöner. Sie hatte in den ersten Wochen einen nervösen Magen, was sich alsbald legte, nachdem sie einige Wochen lang sieben Mahlzeiten täglich erhielt. Wegen der schweren Geburt wurden wir erst neun Tage nach der Entbindung nach Hause entlassen.

Ich war nach der Anstrengung gerade eingeschlafen, als der glückliche Vater uns im Krankenhaus besuchte. Er weckte mich nicht, sondern hinterließ einen Brief, in dem er mir mitteilte, wer uns alles zu dem Ereignis gratuliert hatte. Den Brief beendete er: „Mach’s gut, meine liebe, süße, tapfere – und müde kleine Nitschka. Dein Alter. Vielleicht kann ich morgen noch mal vorbeikommen.“

Hansjürgen schrieb mir auch: „Wie geht es Dir im Krankenhaus? Ich habe im Schreibübungsheft eine 1. Mir geht es gut. Ich freue mich auf das Baby.“

Er fügte sogleich einen zweiten Brief hinzu, nachdem er von der Geburt erfahren hatte:

„Ich freue mich sehr über den Brief, den Du mir geschrieben hast. Ich werde die Christina immer betreuen. Ich werde mich freuen, wenn Du wieder bei uns bist.“

[...]

Christina war wie ihre ein Jahr und vier Tage später geborene Schwester Susanna ein Wunschkind ihrer Eltern. Auch ihr Bruder fand es schön, zwei kleine Schwestern zu haben. Ich konnte beide Kinder leider nicht ausreichend stillen, aber Christina bekam zusätzlich die Muttermilch einer Nachbarin, die so viel Nahrung produzierte, dass ihr Sohn (vier Wochen älter als Christina) sie nicht verbrauchen konnte. Die „Amme“ hieß Frau Fischer – wie meine Mutter.

Als sich bald nach Christinas Geburt herausstellte, dass ich nicht in die Wechseljahre gekommen war, wie ich – immerhin in meinem 41. Lebensjahr – zunächst angenommen hatte, sondern erneut schwanger war, machte mich auch diese Schwangerschaft vor allem glücklich – bewies sie mir doch, dass ich noch jung war. Als auch das zweite Baby ein Mädchen war, überwog das pragmatische Gefühl, dass es für uns einfacher sein würde, die beiden kleinen, fast gleichaltrigen Mädchen in einem gemeinsamen Kinderzimmer unterzubringen und zu versorgen, als es mit verschiedenen geschlechtlichen Kindern gewesen wäre. Aber unsere Freude an den gesunden Kindern übertraf ohnehin jedes andere Gefühl.

Seit unsere Töchter zwei bzw. drei Jahre alt waren, sahen sie wie Zwillinge aus, der Altersunterschied von einem Jahr wurde immer weniger bemerkbar. Charakterlich waren sie bereits als Babys extrem unterschiedlich.

Hansjürgen blieb ein Kind mit Lernproblemen. Leider kam niemand, weder wir noch die Schule, auf die Idee, ihn in eine Schule für lese- und rechtschreibschwache sowie an Diskalkulie leidende Kinder zu schicken. Solche Schulen gab es in der DDR zwar, wenngleich zu wenige, aber nur selten erkannten damals LehrerInnen, welche ihrer SchülerInnen eine solche Einrichtung benötigten.

So hatte Hansjürgen ständig Probleme in Mathe und Deutsch und sollte viel üben, was ich mit keineswegs der notwendigen Geduld und wenig methodischer Kompetenz beaufsichtigte. Ich hatte allerdings den Verstand, ihm zu Erfolgserlebnissen auf Gebieten zu verhelfen, auf denen er eine Chance hatte. Mit zehn Jahren ließ ich ihn zunächst in einem Fußballverein, und als er sich dort nicht wohl fühlte, im Boxverein des ASK (des Armeesportklubs) eintragen. Dort war er sehr erfolgreich, da er sehr flink war. Dadurch wurde auch in der Schule sein allgemeines Verhalten besser und er fiel nicht mehr ständig als Klassenclown unangenehm auf.

Unter der Leitung seines pädagogisch begabten Trainers heimste er bald bei allen Wettbewerben Preise ein. Dieser Mann vermochte es, dem Kind das durch Schule und bestimmt auch durch meinen Mangel an Geduld angeschlagene Selbstbewusstsein aufzubauen. Hansjürgen boxte sich von Erfolg zu Erfolg und das stärkte auch in anderer Beziehung sein Selbstvertrauen.

en. 1968 veröffentlichte der Trainer in der *Tribüne* einen Beitrag über ihn unter dem Titel „Wie schwer wiegt diese Bronze?“ Zu diesem Artikel gehörte ein Foto von Hansjürgen mit seinen riesigen Boxhandschuhen in Abwehrhaltung. Der Text stellt Hansjürgens Weg vom einem ängstlichen, gehemmten und von den übrigen Jungen im Sportverein nicht ernst genommenen Kind zu einem, auch von den ruppigsten Knaben anerkannten, erfolgreichen jungen Boxer dar. In der Papiergewichtsklasse (weniger als Federgewicht) brachte er es bei einer Kinder- und Jugendspartakiade bis zur Silbermedaille. Er hätte wahrscheinlich auch die Goldmedaille gewonnen, wenn sein Gegner ihm nicht einen Treffer auf die Nase gesetzt hätte, die zu bluten begann. Das setzte dem Kampf sofort ein Ende und das „unentschieden“ brachte ihn um die Goldmedaille. Aber wir waren dennoch alle sehr stolz auf ihn. Leider wurde der Trainer entlassen und sein Nachfolger war wieder ein sehr durchschnittlicher Pädagoge. Hansjürgen boxte, bis er 15 war. Dann hatte er leider keine Lust mehr, und ging nicht mehr zum Training.

Aus: **Wir schaffen uns einen alten Pkw an**

Da Susanna im September 1967 alt genug für den Kindergarten sein würde, wollte ich wieder außer Haus arbeiten und wie andere Erwerbstätige in den Genuss von Urlaub und Feiertagen kommen. Das würden wir aber nur bewältigen, wenn wir Autofahren lernten und uns einen fahrbaren Untersatz anschafften. Deshalb begannen wir uns bereits im Juli 1966 nach einem Gebrauchtwagen umzusehen, da es damals für uns unmöglich war, in absehbarer Zeit zu einem Neuwagen zu kommen.

[...]

Der Verkauf eines Gebrauchtwagens war in der DDR ein sehr lukratives Geschäft. Ein fast ebenso profitabler *Deal* war es, eine gültige Pkw-Anmeldung, die in den nächsten Monaten fällig war, zu verkaufen. Für sechstausend Mark konnte man einen neuen Trabant kaufen, wenn man die entsprechende Anzahl von Jahren angemeldet und an der Reihe war. Jeder konnte sich kostenlos für ein Auto anmelden, auch wenn er nicht beabsichtigte, eines zu kaufen. Der Anmeldeschein, den jeder einlösen konnte, war somit nach ein paar Jahren viel Geld wert. Ja, zu den Eigenarten der DDR Schatten- und Mangelwirtschaft gehörte es, dass man jemandem eine bald fällige Anmeldung abkaufen konnte, der eine solche besaß und selbst gar kein Auto haben wollte.

Auch für fabrikneue Trabant-Autos versuchte der Herstellerbetrieb, durch Tricks mehr als den vorgeschriebenen Grundpreis zu erzielen. Darüber kursierte in der DDR der folgende Witz: Der Vorsitzende einer LPG hat sich beim Kauf eines „Trabant“ über die Nebenkosten und Aufpreise geärgert. Als kurze Zeit später das Autowerk „Sachsenring“ für sein Ferienobjekt bei der LPG eine Kuh kaufte, bekam das Werk folgende Rechnung:

Kuh (Standardausführung)	4.800,- M
Zweifarbige schwarz/weiß	300,- M
Rindslederbezug	200,- M
2 Zierhörner à 25.-M	50,- M
4 Zapfhähne à 15.-M	60,- M
Fliegenwedel (halbautomatisch)	60,- M
Dünger Vorrichtung (vollautomatisch)	120,- M
Finishpaket (Melkschemel/Eimer)	<u>150,- M</u>
Totalkuh in gewünschter Ausführung	5.840,- M

[...]

Wir verhandelten mit verschiedenen Menschen, die uns ihr mehr oder weniger schrottreifes Auto verkaufen wollten. Ab Juli 1966 besuchten Manfred und ich die Fahrschule, während

wir fieberhaft nach einem gebrauchten Auto ausschauten, das wir uns leisten konnten. Ahnungslos, wie wir damals waren, ließen wir uns einen DKW F8, Baujahr 1929, für sage und schreibe sechstausend Mark andrehen – unser gesamter, mühsam zusammengekratzter Geldbesitz. So kamen wir zu „Kasimir“, unserem ersten Auto. Kasimir war ein paar Monate älter als Manfred und ein paar Jahre jünger als ich. Wir lernten – nach der Fahrprüfung, versteht sich – vieles selbst zu reparieren, was wir bei unseren späteren „West“-Autos nicht mehr konnten, weil diese viel weniger übersichtlich konstruiert, will sagen, weniger primitiv gebaut sind. Später waren wir weiser und kauften bessere, nicht ständig reparaturbedürftige Autos aus zweiter Hand. Unser zweites Auto, zwei Jahre später, war ein solcher Glücksfall: ein Trabant 500, von uns Moritz genannt, weniger als zehn Jahre alt und im Bestzustand – ein Garagenwagen, den ein alter Herr zu einem ganz und gar unüblich angemessenen und nicht überhöhten Preis abgab, weil er nicht mehr Auto fahren wollte ...